

Bergmannslos!

Erinnerungen eines alten Saarknappen

von G. Klein, Merckweiler.

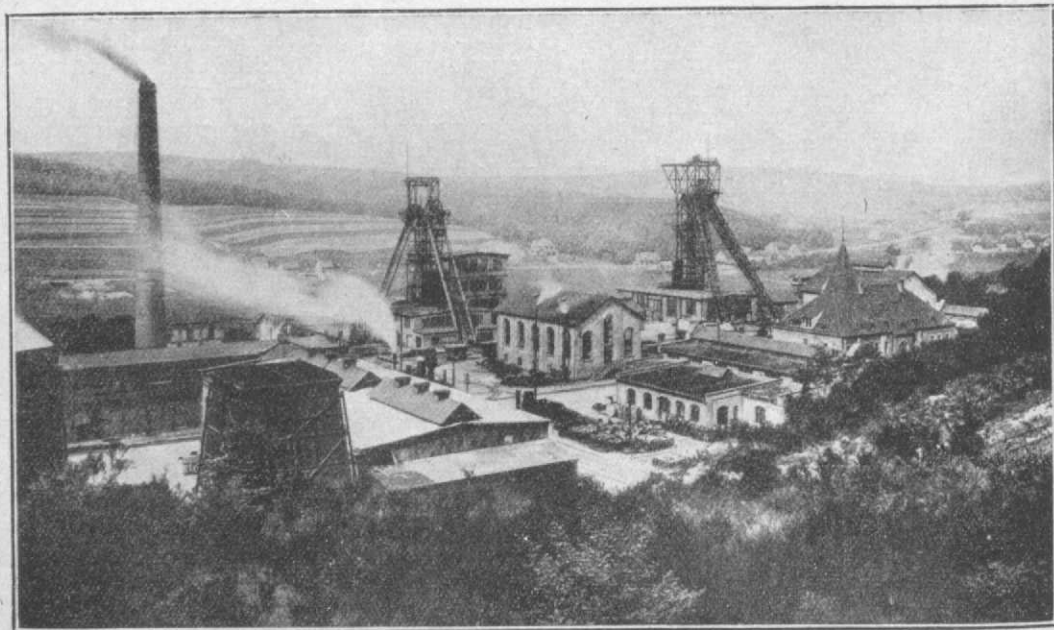
Wir sitzen im Kohlrevier, und doch kennen nur wenige die schwere Arbeit des Bergmanns. Stündlich umlauern ihn tausend Gefahren, ein Erdbruch, ein Bergrutsch, ein Stempelknicken, schlagende Wetter, alles das sind dem Bergmann unheimliche Bekannte. Stets steht Freund Hein, das Knochengerüst, als Zuschauer bei der Arbeit. Froher Sinn, frisches Wagen und harte Pflicht helfen dem Bergmann, den Gefahren zu trotzen. Nicht zuletzt das starke Gottvertrauen ist es, das ihm immer wieder Mut und neue Hoffnung gibt, nach vollbrachter Schicht das Licht der Erde glücklich wiederzusehen. Besonders die Alten, heute grauen Kämpfen im Dienst der Arbeit, aber auch ein guter Teil der Jungen, haben in ihrem gefährlichen Beruf manchmal dem Tod unerschrocken ins bleiche Antlitz gesehen. „Für wens bestimmt, den triffst“, ist ein alter Bergmannspruch. Es kommt nicht oft vor, daß ein im Berufe ergrauter Bergmann sein Innerstes preisgibt. Das ziemt ihm nicht, er liebt es nicht, das klingt ihm so nach Selbstüberhebung, nach Prahlertum. Dafür ist die ehrliche gerade Natur des Knappen nicht geschaffen. Wenn aber durch irgend ein Erlebnis oder zufällig im Laufe der Unterhaltung die Erinnerung wachgerufen wird, dann ist es möglich, daß der sonst harte Mann weich wird und einen Blick tun läßt in sein Innerstes. Man empfindet sofort, daß tiefer Lebensernst, Gottvertrauen, viel frommer Sinn in dem Herzen unter dem blauen Kittel wohnt.

Wir sitzen zusammen im Abendschein. Blutrot sinkt der feurige Sonnenball am Horizont. In dem großen Rußbaum singt leis der Abendwind. Darunter steht die birkengezimmerte Ruhebänk. Weit geht der Blick ins abendliche Land. Da beginnt der alte Knappe ganz unvermittelt aus seinem sorgenvollen, gefahrenreichen Leben zu erzählen.

„Der Tag war schon hart gewesen“, hob er an. „Der Acker will bestellt sein, wenn die Zeit dazu ist. Ich hatte Nachtschicht. Damals in früheren Jahren kannte der Bergmann keine Eisenbahn, die ihn zur Arbeit brachte. Der Weg zur Grube wurde zu Fuß zurückgelegt, weil die Kosten für die Bahnfahrt gespart werden mußten. Es war um die Abendzeit wie eben jetzt, als ich meinen Grubenstecken ergriff, mein Kleiderbündel schulterte und durch den Wald nach der Grube ging. Ich traf an diesem Abend keinen Kameraden. Vielleicht war ich etwas zu früh fortgegangen. Die Säger im düsteren Tannenwald waren noch nicht alle zur Ruhe gegangen, irgendwie im hohen Tann sang eine Amsel ihr letztes Lied, eine Nachtigall, die man damals noch häufiger hörte wie heut, fiel ein. Die letzten Sonnenstrahlen erhellten in dünnen Lichtern ab und zu den dunklen Weg. So ging ich, in Gedanken versunken, durch die abendliche Stille. Plötzlich stockte der Fuß. Ein Lichtstrahl läßt irgend einen Metallgegenstand auf dem dunkeln Fußweg aufblitzen. Ich hebe es auf und stelle fest, daß es ein Stück eines Rosenkranzes ist mit dem daran hängenden kleinen Kreuz. Schon in der Jugend wurde ich belehrt, daß man derartige geweihte Stücke nicht verunehren soll, um dem vorzubeugen, steckte ich das kleine Stück in meinen blauen leinenen Kittel. Ein kurzes Gebet vor der Einfahrt und mit einem herzlichen „Glück auf“ der Zurückbleibenden sank der Förderkorb in die grausige Tiefe. Wir arbeiteten vor einem schweren Stoß, wo die Kohle sehr stark mit Felsen durchsetzt war. Der Zugang zur Arbeit war stellenweise nur so hoch, daß ein beladener Wagen gerade durchfahren konnte. Meine Aufgabe war es, die Kohle unter einem stark überhängenden Felsen herauszuschrämen. Da die Verhältnisse sehr ungünstig und die Arbeit außerordentlich niedrig war, konnte dies nur in liegender Stellung geschehen. Die Kameraden von der Mittagschicht hatten die Kohle durch Sprengungen soweit aufgelockert, daß die Arbeit eigentlich nicht besonders schwierig war. Lediglich das Schaffen in liegender Stellung machte außerordentlich müde. Der Schein der Grubenlampe verbreitete nur ganz spärliches und dämmeriges Licht. Unentwegt fuhr die Spitzhacke in das lockere Gestein. Große, feste Brocken kollerten heraus. Schon hatte ich einen größeren Teil der Kohle herausgeschrämt. Immer weiter mußte ich unter die überhängende Felsplatte kriechen,

als ich beim nächsten harten Schlag im trüben Licht der Lampe etwas Weißes schimmern sah. Zunächst glaubte ich, es sei eine der blinkenden silbernen Kohlenadern, den nächsten Schlag schon führte ich direkt an die glitzernde Stelle. Plötzlich sah ich, daß sich tatsächlich ein Stück Papier mitlöst. Ich werde stutzig. Ich greife die Lampe und leuchte die Stelle genau ab. Zu meinem größten Schrecken stelle ich fest, daß noch ein ganzer Schuß, der beim vorigen Schießen nicht mit losgegangen war, dort steckte. Nur millimeterbreit war der starke Hieb des spitzen Pickels danebengegangen. Hätte ich die steckengebliebene Ladung getroffen, so wars um mich geschehen. Zu Fezeln hätte mich dieser Schuß zerrissen und der überhängende Felsen hätte die letzten blutigen Reste von mir zugedeckt. In stiller, stummer Dankbarkeit zog ich das Rosenkranzstück aus meinem Wams und dankte der göttlichen Vorsehung, die diese schwere Gefahr so gnädig von mir abgewandt hat. Heute noch schwöre ich darauf, daß das Rosenkranzstück, das ich so achtlos am Wege fand, mein Retter gemessen ist.“

„Ein anderer Fall, der leider einen unglücklichen Ausgang nahm. Schon jahrelang arbeiteten wir zusammen, der Krischan und ich. Er war ein braver, treuer Kerl. Ein Schaffer wie selten einer. Sechs hungrige kleine Mäuler hatte er zu versorgen. Da mußte gespart werden, denn Auslagen für Kleider und Schuhe usw. waren stets zu machen. Wir fuhren zusammen zur Mittagschicht. Schnell bringt der Schachtkorb uns in die Tiefe. Beide gehen wir zusammen zur Arbeitsstelle. Ueberall ein unheilvolles Raunen im Stützgebälk. Dort knistert und knackt ein schwerer Stempel, dort ächzt unter der schweren Last eine Bank, schmutzige schwarze Grubenwasser gluckfern träge zum Schacht oder zur Pumpe. Kein Wort wird gesprochen. Schweigen. — Krischan geht mit schwankendem, fast unsicherem Gang und irrlichtender Grubenlampe ein gut Stück vor mir. Immer noch Schweigen. Nur das Gebirge ringsum raunt und droht. In unwirklichem Glanz bricht sich das trübe Lampenlicht in silbernen Kohlenadern. Stempelknistern, rieselnder Gesteinstaub.



Ansicht der Grube Belsen im Moseltal.

Plötzlich vor mir ein Getöse. Staub, Dreck, Holzsplitter, Finsternis. Meine Grubenlampe ist verlöscht. Krischan! rufe ich, nichts, keine Antwort. Ich schreie — keine Antwort. Schnell wird die Lampe in Ordnung gebracht. Zurück zum Schacht oder zur nächsten Arbeit. Im Laufen treffe ich Kameraden. Stotternd, nach Luft ringend, berichte ich. Schnell ist das Werkzeug zur Hand und mit fieberhafter Eile wird an dem Bruch gearbeitet. „Da ist ein Kessel gefallen,“ sagt lakonisch ein junger Arbeiter, „vielleicht lebt er noch.“ Nur wenig Hoffnung hege ich. Immer weiter dringen wir in den Schnitt vor, aber immer noch fällt es von oben nach. Wenn er noch lebt, muß er Antwort geben. Ich schreie seinen Namen in den Berg. Da, wie aus Grabestiefe kommt Antwort durchs Gestein. „Bist du verletzt?“ rufe ich. „Rein!“ klingt es monoton zurück. Wir versuchen mit allen erdenklichen Mitteln ein Luftrohr durch den Bruch bis zu dem Verschütteten zu stoßen. Vergebens. Der harte Erzmantel läßt es nicht zu. Plötzlich Klopfzeichen. Sofort ruht die Arbeit. Und ganz fern dringt eine Stimme zu uns: „Sagt Frau und Kindern Lebewohl, sagt ihnen, sie sollen immer fromm bleiben und anständige Menschen werden. Lebt wohl, Kameraden!“ Wir hörten nichts mehr. Pickhämmer fahren in fieberhafter Schnelligkeit und mit aller Kraft in den Berg. Bohrer surren. Die Schippen fressen Meter um Meter der Schuttmassen weg. Uebelriechender Schweißdunst steht im Stollen. All unser Mühen war vergeblich. Nach Stunden erst haben wir ihn geborgen. Er war nur unbedeutend verletzt. Zusammengekauert saß er tot in der Höhlung des Erzessels. Vor sich den Stock. Die erloschene Lampe noch in der Hand. Er war mein bester Kamerad“, so schließt der alte Knappe und Tränen stehen ihm in den Augen.

„Lange Jahre ist's schon her, als ich in einer Partie von 24 Mann beschäftigt war, die einen neuen Schacht anteufte, der heute einer nahegelegenen Grube als Luftschacht dient. Das war eine für damalige Verhältnisse gut bezahlte, aber auch gefährliche Arbeit. Wir hatten beim Abteufen zahlreiche, sehr starke Wasseradern angeschnitten. Armdick kamen einzelne Quellen aus den aufgesprengten Schachtwänden. Die Zementierung und Befestigung der Schachtwände konnte nur von kleinen, seitlich angebrachten Tribünen vorgenommen werden, die gerade so groß waren, daß ein Mann darauf stehen konnte. Als Schutz vor der Nässe wurde nur im Delanzug geschafft. Stets war unter unseren Füßen ein schmutzig trüber Wasserteich von ganz respektabler Tiefe. Deshalb mußte auch immer Wasser abgefahren werden. Zu diesem Zweck waren besondere Wassermagen angefertigt, die bedeutend größer und schwerer waren wie die gebräuchlichen Kohlenwagen. 400 Meter waren wir tief. Wir mußten den Schacht wasserleer fahren, weil wir bohren wollten, um tiefer zu kommen. Mit Delzeug und langen Gummistiefeln standen wir bis zur Brust im Wasser und pumpten oder schöpften die ankommenden Wagen voll. Nur noch wenige Wagen, dann waren wir fertig. Plötzlich hoch über uns ein Gepolter. Ein Fallen, Brechen, Krachen, ein Schlagen und Splintern. Entsetzen lähmt uns. Kein Ausweg, keine Rettung in dem runden Schacht. Holz fällt auf uns herunter, Eisenteile sausen zwischen uns. Da ein Wehgeschrei, dort hats einen getroffen, der zusammenfinkt. Wir sitzen zusammengekauert, den Kopf tief zwischen die Schultern gezogen. Immer noch regnets Holz und Eisenteile auf uns nieder und über uns im Schacht ein graufiges Donnern und Poltern. Kein Wort fällt. Jeder weiß, für uns gibts keine Rettung. Dort sitzt einer, stumm die Hände gefaltet in stillem Gebet, jener denkt vielleicht an sein blondlockiges Kind, sein liebes junges Weib daheim, die er nicht mehr wiedersehen soll, jener sorgt sich um seine alten Eltern oder um sein liebes Mädchel, Einer sogar betet, der sonst nur Spott und Hohn für unseren Herrgott übrig hatte. ¼ Stunden dauert das graufige Toben über uns. Plötzlich ein ohrenbetäubendes Krachen und Splintern, ein einziger Schrei, Wasser spritzt auf, ein dumpfer, harter Schlag, und vor uns liegt der zur unkenntlichen Eisenmasse zerschlagene Oberteil eines Wassermagens. Einer nur wurde verletzt, die kleinen Schrammen der anderen waren unbedeutend. Und oben an Tag rast ein junger Mensch, der das Unglück verschuldet, wie ein Irnsinniger die Straßen des Dorfes entlang, heim zu Vater und Mutter, um ihnen zuerst von seinem gräßlichen Verschulden und dem Unglück, das seine Kameraden durch ihn getroffen, zu erzählen.“